
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 137. Bromberg, den 19. Juni 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von Fritz Mauthner.

(5. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Die Unterhaltung in diesem Raum wurde fast ausschließlich deutsch geführt zur Zeit, da Anton mit seinen Freunden zum ersten Male am Honoratiorentische Platz nahm.

Anton saß zwischen dem Lehrer und dem Arzte an dem einen Ende des Saales, nicht weit vom Ofen. Das war die entschieden deutsche Ecke; neben dem Arzte saß gewöhnlich der alte deutsche Pfarrer, lebenslustig, voller Schnurren, ein Verehrer Kaiser Josephs und Voltaires, dabei gläubiger Katholik, Erzähler von stark gepfefferten Klostergeschichten, ein Freigeist.

Neben dem Pfarrer nahm so oft, wie er erschien, der Bürgermeister selber Platz, der es unter seiner amtlichen Würde hielt, anders als Deutsch zu seinen Leuten zu sprechen. Auch der Adjunkt und der Apotheker neben dem Lehrer hüteten sich, Tschechisch zu sprechen, weil sie niemals die richtige Betonung genau trafen und weil sie sich dafür zu vornehm dünkten.

Das entgegengesetzte Ende des Tisches nahm zwar das Häuflein ein, welches mit dem tschechischen Anstrich zufrieden war; namentlich der dicke Brauer und der kleine Kaufmann waren eifrige Patrioten. Aber auch hier wurde das Gespräch nur von Nachbar zu Nachbar tschechisch geführt, die allgemeine Unterhaltung war immer deutsch, nicht nur dem Wirt und den Studierten oben zu Gefallen, sondern auch der Ackerbürger und Hausbesitzer wegen ,welche hier am Tische wie im nationalen Kampfe die Mitte hielten, sich selbst nicht gern Deutsche nannten, aber keine andere Sprache geläufig reden konnten.

Grollend hatten sich die wahren Patrioten, die echten Söhne Böhmens, die Freunde des Landes, die Tapferen, oder wie sie sich sonst nannten, in das Herrenstübchen zurückgezogen. Dort saßen Zaboj Prokop, der tschechische Lehrer und der Wirtssohn, der Peter getauft war, sich aber seit kurzem Petr schrieb, um einen kleinen Tisch zusammen, lasen und besprachen allabendlich die politischen Brandschriften, die sie aus Prag erhielten, und warteten ungeduldig auf den großen Tag, wo der Aufstand losbrechen oder wo die Wiener Regierung die Deutschen an die Wand drücken würde.

Zaboj führte drinnen das große Wort, der Lehrer hatte die zweite Stimme, und Peter mußte schweigen und zuhören, weil er zu dumm war und überdies seine neue, freiwillig gewählte Muttersprache noch immer nicht genügend gelernt hatte. Doch gerade er öffnete mitunter die Tür zur großen Gaststube ,erschien in seiner bunten Phantasiejacke auf der Schwelle und erregte jedesmal die Heiterkeit des ganzen Stammtisches, auch der Tschechen, wenn er von da aus in vaterländischem Eifer und zu seiner Übung die zuletzt gehörten Sätze der Brandreden hineinrief. Das runde Hütchen mit der fußlangen Reiherfeder kam nie von seinem Kopfe, als schämte er sich seiner struppigen blonden Haare. Seit Jahren hatte er außer im Schlafe kein deutsches Wort gesprochen.

Die politischen Nachrichten gingen auch an der Unterhaltung des Stammtisches nicht spurlos vorüber. Je nachdem sie für die tschechischen Wünsche günstig oder ungünstig schienen, rückte hier die Sprachgrenze auf und nieder. Wenn das Gerücht auftauchte, das deutsche Ministerium in Wien sei gestürzt, so ließ sich der Herr Bürgermeister nicht sehen, sämtliche Honoratioren mit Ausnahme der drei Freunde und des alten Pfarrers redeten Tschechisch, das Kleeblatt im Herrenstübchen erschien auf dem Schauplatze und auch der Herr Kaplan kam, um bei einem Gläschen Bier das Neueste zu erfahren. Und wenn die Böhmische Statthalterei wieder einen nationalen Putsch mit Waffengewalt unterdrückte, dann blieb die Tür zum Herrenstübchen geschlossen, der Kaplan machte dem Bürgermeister Platz und die Sprachgrenze rückte plötzlich bis in die äußerste Ecke hinunter, wo der Brauer mit dem Kaufmann ängstlich flüsterte.

So verging Monat um Monat, der Frühling und der Sommer, und Anton konnte es sich nicht verhehlen, daß bei dem Ebben und Fluten der Bewegung doch die tschechische Gesinnung unter den Honoratioren langsam wuchs. Und gerade im Spätherbst, als seine Fabrik ihn wieder ganz in Anspruch nahm, wollten die Gerüchte nicht verstummen, welche den Sieg der österreichischen Junker, Pfaffen und Slawen in nahe Aussicht stellten.

Es war an einem schönen frischen Abend in den ersten Tagen des November, als sich die Stimmung für die deutsche Ecke schon darin kenntlich machte, daß der Brauer kein deutsches Wort sprach, der Kaufmann ab und zu ins Herrenstübchen ging, außer dem Bürgermeister auch der Adjunkt ausblieb und der Herr Kaplan bei Franz ein zweites Gläschen Bier bestellte.

Es hatte noch nicht acht Uhr geschlagen, als plötzlich Zaboj mit einem Zeitungsblatte in der Hand vom Ring hereinstürmte. Seine Augen leuchteten im feuchten Glanze.

„Nieder mit den Deutschen! Wir haben gesiegt!“ schrie er schon in der Tür. „Wir haben gesiegt, das Ministerium ist gestürzt.“

Und mit geballter Faust schlug er das Zeitungsblatt gerade vor Anton auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. Aus dem Herrenstübchen erschollen wilde Rufe, der Lehrer erschien auf der Schwelle, fragte, hörte und stürzte Zaboj in die Arme, der Kaufmann küßte den Brauer. Petr sprang auf den Tisch, kreuzte die Arme und stieß ruckweise wilde Reden hervor, bis Zaboj ihn herunterriß, seine Stelle einnahm und nun unter hellen Freudentränen erzählte:

Das Ministerium war gestürzt, ein zuverlässiger Kavalier ,der zur Kirche hielt, hatte die Bildung der neuen Regierung übernommen. Noch war kein tschechischer Name für das neue Kabinett genannt, aber der Sieg war gewiß.

Und Zaboj hob in starker Bewegung beide Arme zur Decke empor und rief:

„Herrgott! Herrgott! Endlich hast du uns zu unserem Rechte verholfen!“

Dann sprang er mit einem Satze vom Tisch herunter, schüttelte dem Kaplan die Hände, küßte ihn auf den Mund

und legte schluchzend seine Stirn auf die Schulter des Geistlichen, der schmunzelnd dreinschaute.

Die Deutschen hatten sich erhoben und suchten abseits im Zeitungsblatt, ob sich das alles bestätigte. Es ließ keinen Zweifel. Die folgenschwere Überraschung stand da schwarz auf weiß und übte ihre Wirkung schon auf die Genossen des Stammtisches.

Feindliche Blicke und feindliche Worte flogen zu ihnen herüber. Die alten Gegner brauchten ihren Haß nicht mehr zu verbergen und noch lauter schrien die bisherigen Herren von der Mittelpartei, so oft Petr das Zeichen dazu gab: „Nieder mit den Deutschen!" Und einige riefen es in deutscher Sprache.

Und jetzt begannen neue Gäste in das Wirtshaus hineinzuströmen. Leute aus dem Volke, welche sich sonst niemals unter die Honoratioren gewagt hatten, kamen hinzu: Fuhrleute, Kleinhändler, der bucklige Schuster war da und duzte den Brauer, und vom anderen Ufer waren sogar die letzten Hintersassen erschienen und tranken dem Kaplan zu.

Bald war die Stube voll von Menschen und die vier Deutschen standen unschlüssig, umdrängt von den höhnenden Feinden. Sie sollten ihr Bündel schnüren, sie sollten nach Amerika auswandern, rief man ihnen zu. Und schon stellte sich ein Fuhrmann drohend vor den Arzt hin und beschimpfte ihn, weil er seinen alten Vater umgebracht hätte. Immer deutlicher war die Absicht, die Deutschen aus dem Wirtshause hinauszudrängen. Sie aber wichen nicht und es hätte tatsächlich Streit gegeben, wenn sie sich nicht, der alte Pfarrer voran, ins Herrenstübchen zurückgezogen hätten.

Während sie hier in Zorn und Sorge das Nächste besprachen, tobte aus der großen Stube immer lauter und wüster der Siegeslärm hinein. Plötzlich aber wurde es still und eine parlamentarische Verhandlung begann. Der Arzt, welcher die tschechische Sprache in seinem Beruf erlernt hatte, erklärte, was vorging. Man beriet über die Art, wie der große Tag gefeiert werden sollte. Der Vorschlag, sich zu bewaffnen und die Deutschen totzuschlagen, wurde gemacht, aber doch nicht angenommen. Auch der Rat eines Achtundvierzigers, in bewaffneten Haufen nach Prag zu ziehen, fand keine Mehrheit. Petr wurde sogar ausgelacht, als er den Antrag stellte, es sollten auf Gemeindekosten für jeden Einwohner von Blatna nationale Kostüme nach dem Muster des seinigen angeschafft werden. Aber der Kaplan drang durch, als er das Verdienst der Kirche um die nationale Sache hervorhob und die Anwesenden ermahnte, vollzählig und in feierlicher Ordnung zur Statue des heiligen Nepomuk zu ziehen und dem Schutzpatron des Landes für die Rettung zu danken.

Sofort setzte sich alles in Bewegung. Petr aber rannte durch das Haus treppauf treppab, schrie wie besessen in einer Sprache, die niemand verstand, und erschien endlich mit vier Pechfackeln, die von irgend einem großen Leichenbegängnis übrig geblieben waren. Die Fackeln wurden entzündet und unter Absingung des nationalen Heimatliedes setzte sich der Zug, von Schritt zu Schritt wachsend, in Bewegung. Voran gingen, zwischen den Fackelträgern, Zaboj, Petr und der Kaplan.

Nun begaben sich auch die Deutschen vors Haus. Auf dem schlecht beleuchteten Platze sah man nur eine dunkle Masse sich herunterbewegen und darüber rot beleuchtet die Rauchwolken der Fackeln sich ballen. Aber deutlich klang die melancholische Melodie des slawischen Liedes herüber zu den vier Deutschen, die unter einem offenen Bogen der Lauben düster in die Nacht hinausblickten.

„Das ist schon oft dagewesen," sagte der Pfarrer, der die schweren Gedanken der übrigen erriet. „Auch diesmal wird das Fieber wieder niedergeschlagen werden. Leider, leider ist das kein gemütlicher Abend."

Niemand antwortete. Der Zug mochte jetzt vor der heiligen Statue halten, denn der Feuerschein bewegte sich nicht. Langsam verhallte das Heimatlied. Plötzlich ertönten dumpf herüber andere, wildere Töne; das Trotzlied gegen die Deutschen war angestimmt worden. Heftig und schnell klang es durch die Nacht, und mit bitterem Hohne sprach der Arzt in deutscher Sprache den letzten Vers mit:

„Tod und Hölle allen Feinden!"

Der Lehrer stampfte mit dem Fuße und rief heftig:

„Das ist doch mal ein Lied! In unsern deutschen Liederkränzchen singen wir immer noch von Liebe und Frühling und wundern uns, wenn wir dann plötzlich mit Dreschflegeln angefallen werden. Ich möchte einen Preis ausschreiben lassen für so ein deutsches Lied."

„Wenn's beim Singen bliebe, wären die Tschechen noch zu ertragen," meinte der Arzt.

„Nu, nu!" sprach der Pfarrer begütigend. „Alle Menschen haben gleiche Rechte und wir besonders in unserem lieben Österreich müssen uns hübsch vertragen lernen."

„Nein," rief Anton und ballte die Faust gegen den Fackelschein, der jetzt drüben im Dorf Blatna verschwand. Er sah hübsch aus, wie er jetzt, in überzeugter Begeisterung, Gedanken und Worte nachsprach, die er wohl jüngst im Prager „Tagesboten aus Böhmen" gelesen hatte.

Er rief:

„Nein, auch ich habe geglaubt, daß die Idee der Menschheit höher steht als die Idee der Nationalität. Ich war ein Kosmopolit und bin bereit, es in friedlichen Zeiten wieder zu werden. Das aber ist Krieg! Das ist nicht mehr der allgemeine Kampf ums Dasein, der uns alle, auch gegen unsern Willen, zur Härte und zum Egoismus zwingt. Nein, das ist mehr, das ist Krieg. Seht, da kommen sie wieder herauf, und noch lauter, noch feindlicher brüllen sie ihren Schlachtgesang. Sind wir denn Fremde hier, daß man uns mit Mord bedrohen darf? Sie wollen den Krieg, sie sollen ihn haben! Und wenn man uns von oben in dieser gerechten Sache nicht schützt, so wollen wir uns selber helfen und in diesem schweren Kampfe zusammenstehen, treu vereint, unerschütterlich bis auf den letzten Mann!"

Und begeistert streckte Anton den Freunden die Hände entgegen. Er fühlte sich froh, wie der Arzt und der Lehrer einschlugen. Der Pfarrer hatte sich entfernt.

Jetzt ertönte der Gesang näher und näher. Und plötzlich flutete das grelle Licht aus der engen Gasse wieder auf den Ringplatz und hinterher ergoß sich der Menschenstrom.

Die Schar war noch weiter angewachsen; einen solchen Menschenhaufen hatte man in Blatna seit dem Tage nicht gesehen, da der gefürchtete Räuber Kotik gefangen worden war. Auch die Fackelträger waren jetzt zahlreicher, und bei dem helleren Scheine war deutlich zu sehen, daß auch Weiber sich dem Zuge angeschlossen hatten.

Man machte vor dem Rathause halt und sang dort sein Trotzlied ab. Wieder erklang es so laut, daß man die Worte schon verstehen konnte: „Tod und Hölle allen Feinden, Mord und Tod den Deutschen." Plötzlich wurde es still, der Bürgermeister sprach zum Volke. Die drei Deutschen konnten keinen Laut verstehen, aber es war kein Zweifel, daß das Oberhaupt der Stadt nun doch Tschechisch sprach und sich der siegreichen Partei anschloß. Denn stürmische nationale Hochrufe waren die Antwort auf seine Rede.

„Slawa!" tönte es laut.

Ein ähnlicher Auftritt fand zwei Häuser weiter vor dem Hause der Bezirkshauptmannschaft statt. Hier wohnten die Beamten der Verwaltung und die Polizeipersonen, auch sie mußten sich ergeben haben, denn die Rufe wollten kein Ende nehmen.

Und näher rückte die Menschenmasse, den Ringplatz herauf. Man vernahm durch das Singen und Schreien der Leute hindurch die dünnen Töne einer Harmonika, welche zum Marsche aufspielte. Man hörte das Lachen der Spaßmacher und unterschied bereits die Stimmen der Frauen.

Jetzt schürte der vorderste Fackelträger seine Pechfackel auf dem Pflaster. Und bei dem auflodernden Feuerschein erkannte Anton die Menschen, welche dem jubelnden Zuge voranschritten.

Als erster ging Petr. Er trug in seinen Fäusten den alten Morgenstern aus der Scheune des Svatopluk. Er hatte die Waffe erhoben, die wild drohend, blutig rot in dem flackernden Lichte blinkte. Petr selbst gab sich Mühe, unter seiner schweren Last heldenhaft auszusehen, aber er erschien doch nur wie ein unglücklicher Statist in einer heroischen Oper.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Sohnrey.

Zu seinem 70. Geburtstage am 19. Juni.

Heinrich Sohnrey ist nicht nur ein Schriftsteller und Dichter, sondern ein Programm, und das heißt: Ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Dichter schweben sonst meist über den Wolken, nicht nur mit ihren Gedanken, sondern auch mit den Personen und Gestalten ihrer Bücher und mit ihren Reformplänen. Sohnrey aber steht mit beiden Füßen in der Wirklichkeit. Die Menschen seiner Geschichten leiben und leben in den Dörfern seiner Heimat. Das bestätigen seine volkskundlichen Studien über den Solling („Die Sollinger“ und „Schiff schaff toho!“) Und seine Reformen, die er mit seinem ersten, schriftstellerisch noch unvollkommenen Buche „Hütte und Schloß“ in eine Volkserzählung kleidet, hat er als Gründer und Geschäftsführer des „Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“ in die Tat umgesetzt. So besteht zwischen Dichter und Reformer eine Einheit.

Heinrich Sohnrey ist ein Niedersachse und ein Sonntagskind. Am 19. Juni 1859 ist er in dem Sollingdorf Jühnde, einige Stunden südwestlich von Göttingen, in der „Lindenhütte“, einem schlichten kleinen Bauernhause im Fachwerkbau, geboren. Da der Vater früh starb, hatte Heinrich eine harte Jugend voller Arbeit und Entbehrungen. In der Schule lernte er nicht viel. Als er konfirmiert wurde, konnte er nicht einmal seinen Namen richtig schreiben — wegen des y am Ende. Aber der Jühnder Pastor Gieseke hatte die Begabung des Bauernjungen erkannt. Ihm war nicht nur Heinrichs außergewöhnliche Bibelkenntnis aufgefallen, sondern auch, daß der Junge Verstand hatte und lernbegierig war. So wollte er einen Lehrer aus ihm machen und brachte ihn selber um Pfingsten 1873 auf die Präparandenanstalt. Sohnrey hatte freilich nicht viel Lust zum Lehrerberufe, betätigte sich viel lieber mit heimatlichen Geschichten und Sagen und schrieb seine erste Geschichte. Um zum Brot zu kommen, wurde er dann doch Lehrer in dem Weperdorfe Nienhagen. Hier begann er mit Feuereifer Volkskunde zu treiben. Über seine äußere Erscheinung und sein Wesen als junger Lehrer gibt H. Weigand eine recht anziehende Darstellung. Er schildert eine Lehrervereinssitzung in Northeim wie folgt: „Wir waren noch nicht lange im Gange, als sich die Tür ein wenig öffnete und durch den Spalt eine tiefe, etwas belegte Stimme rief: „Eintritt für Unbefugte gestattet?“ — „Ah, Heinrich Sohnrey!“ tönte es wie aus einem Munde, und weiter: „Immer herein in den deutschen Bund!“ Lachend trat er ein, ein Mann von mittlerer Größe, mager, bleich von Gesicht, mit kräftigem dunklen Schnurrbart und dichtem dunkelblonden Haar. Er wohnte damals vorübergehend in Northeim. Ich sah ihn immer an. Heiterkeit strahlte sein ganzes Wesen. Von da ab war ich sein oft und gern gesehener Gast, und die Stunden, die ich mit ihm verbrachte, waren immer geistige Erquickungsstunden. „Für das Dorfkind ist das Dorf die Heimat“, betonte er eindringlich, und so müsse auch der Unterricht, besonders in der Geschichte, immer an die örtlichen Volksüberlieferungen angeknüpft werden. Dabei kam es oft zu hitzigen Gefechten, denn Sohnrey saß voll neuer Ideen und wußte sie mit Beharrlichkeit zu vertreten. Für mich blieb der Freund immer ein Gegenstand größter Bewunderung in seiner unerschöpflichen, natürlichen Heiterkeit und seiner grenzenlosen Liebe zum Dorfe. Seine liebsten Gänge von hier aus waren immer in die benachbarten Dörfer: „Niedersächsisches Volkstum studieren“ nannte er das in seiner humorvollen Weise.

Und wie wußte er die Dorfbewohner zu fassen! Ich begleitete ihn einmal nach dem Meierdorfe Nienhagen, dem „Bergloh“ seines Romans „Dubenkropps Heimkehr“, wo er seinerzeit Lehrer gewesen war ,und vergesse den Tag und die Nacht nie. Jede Großmutter, die in der Haustür stand, jede Frau am Brunnentroge, jedes Kind an der Straße wurde angeredet und zu einem kurzen Schwätzchen angehalten ,und aller Augen verfolgten ihn befriedigt, wenn er weiterging. Am Abend veranstaltete der von ihm gegründete Gesangverein zu seinen Ehren einen Sonderabend. Da hieß es: „Heinrichvetter, Ludwigvetter, Konradvetter“ usw. Und doch war bei aller Herzlichkeit und Freude eine zwar unsichtbare, aber doch vorhandene Linie, die es nicht zu Ausartungen kommen ließ. Um zwei Nachts gingen wir heim; kein Mißton hatte die Freude getrübt.“

Da Sohnrey bald die großen Lücken seiner Allgemeinbildung spürte, nahm er einen zweijährigen Urlaub, um auf der Universität Göttingen zu studieren. Noch einmal versuchte er's mit der Lehrerei. Da er aber seine literarischen Neigungen mit dem Lehrerberufe nicht vereinigen konnte, machte er die Schultür hinter sich zu und wurde freier Schriftsteller. Nach einigen Fehlschlägen wurde er Redakteur in Freiburg. Hier entstanden seine aufsehenerregenden Artikel über die Ursachen und Folgen der Landflucht. Es folgte die Gründung der Halbmonatsschrift „Das Land“. Einflußreiche Männer, vor allem der Ministerialdirektor Dr. Thiel im Preußischen Landwirtschaftsministerium, wurden auf Sohnrey aufmerksam, und so kam er 1896 zum „Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande“, der sich später zu einem selbständigen Gebilde auswuchs und „Deutscher Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“ genannt wurde. Sohnrey wurde Geschäftsführer und suchte nun sein Ziel der Gesundung und Erstarkung des Landvolkes in sozialer, körperlicher und geistig-sittlicher Beziehung zu erreichen. Außer seinen Volksbüchern („Friedesinchens Lebenslauf“, „Der Bruderhof“, „Verschworen — verloren“, später „Philipp Dubenkropps Heimkehr“, „Die hinter den Bergen“, „Im grünen Klee — im weißen Schnee“ u .a.) trugen die „Deutsche Dorfzeitung“, der „Dorfkalender“, „die Landjugend“ und andere Zeitschriften seine Gedanken ins Volk. Auf seine Anregung entstand auch die „Dorfkirchenbewegung“, die in der von Pastor Hans von Lüpke geleiteten „Dorfkirche“ einen viel beachteten literarischen Mittelpunkt fand. Zur Erhaltung des Bauernstandes interessierte Sohnrey besonders die innere Kolonisation. Dadurch wurde er auch ein eifriger Freund der Ansiedlungskommission. Ein Zeugnis dafür ist seine „Wanderfahrt durch die deutschen Ansiedlungsgebiete in Posen und Westpreußen.“

Wir können in diesem kurzen Artikel nicht weiter auf die literarischen und praktischen Arbeiten und Werke Sohnreys eingehen. Dafür weisen wir auf ein Buch hin, das zum 70. Geburtstage bei der „Deutschen Landesbuchhandlung“ in Berlin, auch einer Sohnreyschen Gründung, soeben erschienen ist: Heinrich Sohnrey-Buch, ausgewählt und herausgegeben von Dr. Hans Rothhardt (Ganzln. 4 M.). Nach einer biographischen Einleitung werden Kostproben aus den verschiedenen Werken Sohnreys gegeben, die Lust zum Lesen der ganzen Bücher machen, außerdem einige Gedichte. Den Schluß bildet ein Verzeichnis sämtlicher Sohnreyscher Schriften.

Wir grüßen Sohnrey zu seinem 70. Geburtstage mit den Worten, die ihm einst Peter Rosegger zum 50. Geburtstage gewidmet hat:

„Vom Land zur Stadt gehts abwärts,
Von der Stadt zum Land stets aufwärts;
Zurück aufs Land heißt — Vorwärts!
Ich grüße dich, treuer Führer“.

Friedrich Just.

Suggestion.

Skizze von Ilse E. Fromm.

Drei Jahre lang hatte Frau Bergendal kaum ihr Zimmer verlassen. Es war licht und freundlich und lag auf der Gartenseite des Hauses. Im Sommer sangen die Vögel in den Büschen und Bäumen, und durch die offenen Fenster strömten Blumendüfte. Zur Winterszeit glich der schlafende Garten mit seinen Eis- und Schneekristallen einem Märchenbild. Von der Giebelseite des Gutshauses konnte man weit hinaus schauen über das Meer. Die Kranke jedoch liebte nicht das immerwährende Rollen der Wogen. Manchmal fuhren die Stürme wild daher, und das Anprallen der Wasser gegen die Schären und Klippen wurde zu einer unheimlichen Melodie, die sie nervös machte. Friedvoll war es dagegen stets, in den kleinen umzäunten Garten zu schauen und alle Jahreszeiten in ihrem reichen Farbenwechsel kommen und gehen zu sehen.

Frau Bergendal wurde gehegt und gepflegt auf jede Weise. Man ertrug gern ihre Launen und den ungeduldigen Ton, mit dem sie ihre Wünsche äußerte. Ihr Herzleiden wurde mit jedem Tage schlimmer, und ständig sprach sie davon, wie ersehnt es ihr sei, sterben zu dürfen, um von ihren Qualen erlöst zu werden.

Der älteste Sohn der Familie besuchte die Universität. Regelmäßig kamen seine Briefe, und die Mutter fand Trost in seinen ermunternden Worten. Er berichtete davon, daß in der Stadt ein großes Krankenhaus mit allen modernen Einrichtungen sei, das der leidenden Menschheit zu Nutzen diene, und inständig bat er die Mutter, sie möge kommen und Rat und Hilfe bei den Ärzten suchen. Da sie aber schon seit längerer Zeit resigniert hatte, verwarf sie diesen Gedanken vorerst. Gewiß glaubte sie schon, daß es für viele Kranke Möglichkeiten gäbe, wieder gesund zu werden, für sie jedoch bestand keine Hoffnung. Der Sohn gab dennoch nicht nach und bat sie immer wieder, wenigstens zu kommen und einen Arzt zu konsultieren. Merkwürdigerweise schlugen des Sohnes stete Mahnungen

schließlich Wurzel in ihrem Herzen, und eines Tages entschloß sie sich, die Reise zu unternehmen.

Die ganze Familie war erschrocken, als sie von diesem Plane hörte. Frau Bergendal befahl, alles zur Reise vorzubereiten, und Herr Bergendal versuchte vergeblich, sie von ihrem Beschluß abzubringen. Auch seine Einwendung, daß sie geradeswegs dem Tod in die Arme liefe, verfing nicht. Mußte sie sterben, so war es ganz gleichgültig, wo sie starb, entgegnete sie trotzig. Der Tochter, die sie begleiten sollte, graute vor der Reise.

Vernichtet von allen Anstrengungen mußte die arme Frau Bergendal in das Auto getragen werden, das sie zur Station bringen sollte. Der schlechte Weg, der viele Stöße verursachte, nahm ihre Kräfte, und die lange Eisenbahnfahrt tat das ihre dazu, sie ganz aufzureiben. Endlich war man jedoch am Ziel. Der Sohn erwartete die Mutter am Zuge und hob sie aus dem Abteil. Der kurze Weg zum Arzt kostete übermenschliche Anstrengungen. Mühsam stieg Frau Bergendal die drei Treppen empor, die zu des Arztes Wohnung führten. Den Lift anzuwenden weigerte sich sich entschieden. Sie hatte schreckliche Geschichten gehört von Leuten, die in den Aufzügen zerquetscht worden waren oder von anderen, die aus großer Höhe herabgefallen und zerstückelt waren. Nein, solchen Möglichkeiten setzte sie sich gewiß nicht aus.

Der berühmte Arzt empfing Frau Bergendal mit aufgekrempelten Rockärmeln, wie ein Metzger. Sein robustes Gesicht verriet keine Spur von Mitleid. Er untersuchte sie, bohrte darauf seine scharfen, durchdringenden Augen in die der Patientin, und Frau Bergendal, die auf des Arztes Diagnose wartete, wie ein Verbrecher auf sein Todesurteil, begann zu zittern und zu beben.

„Meine beste Frau Bergendal", sagte der Arzt, „Sie sind nicht krank! Ich verstehe nicht, warum Sie mich aufgesucht haben. Was sagten Sie? Ihr Herz? Unsinn. Ihr Herz ist frisch und gesund. Sie haben keine Bewegung gehabt. Sie haben weder essen noch trinken wollen. Sie haben nicht gearbeitet und sind nicht durch Wind und Wetter gelaufen. Reisen Sie nun heim und holen Sie alles nach. Mehrere Stunden täglich müssen Sie draußen verbringen. Des Abends früh ins Bett und Morgens früh heraus, so werden Sie stark und gesund."

Frau Bergendal traute ihren Ohren nicht. Plötzlich erhob sie sich, tat ein paar schnelle Schritte auf den Arzt zu und reichte diesem die Hand. Als sie sich wieder im Treppenhaus sah, ging sie hinunter wie ein gesundender Mensch, der niemals von Herzleiden gesprochen hatte.

„Kommt nun, Kinder! Wir wollen sehen, daß wir so rasch wie möglich nach Hause kommen. Ich habe so viel zu tun. Wie froh bin ich über meine Gesundheit! Ich danke dir, mein Junge, daß du nicht nachgelassen hast, mich zu bitten, herzukommen. Nun sehne ich mich nach dem Meer und nach dem Sturm da draußen . . ."

Als Frau Bergendal des Arztes Sprechzimmer verlassen hatte, lachte der Doktor herzlich auf, so daß die Krankenschwester, die an den Instrumenten zu tun hatte, verwundert aufschaute.

„War jene Dame wirklich nicht krank, Herr Doktor?"

„Natürlich war sie krank, aber was konnte es ihr nützen, wenn ich es ihr bestätigt hätte? Meine Worte haben ihr geholfen. Sie hat nun Selbstvertrauen. In einem Fall wie diesem ist Suggestion die beste Medizin."

Frauenhände.

Ihre Schönheit und ihre Macht.

Von den schönen Händen schöner Frauen ist oft in Büchern und Gedichten die Rede, und man muß in der Tat sagen, daß eine gutgeformte und gutgepflegte Frauenhand ein recht erfreulicher Anblick ist. Sie ist meist zierlicher und zarter und in ihren Formen harmonischer als die Männerhand, und wie malerisch heben sich z. B. auf alten Bildern die weißen, schlanken Finger einer Madonna von dem kräftigen Grün oder Blau ihres Gewandes ab!

Kein Wunder also, daß wir Frauen uns freuen, wenn die Natur uns gut geformte Hände gab, und daß wir Mängel durch sorgfältigste Pflege zu verbessern streben. Aber gerade diese Pflege ist unser Schmerzenskind; denn wenn sie einerseits heute nahezu eine Wissenschaft und eine Kunst geworden ist, für die man die verschiedenartigsten Werkzeuge und sogar eigene „Werkstätten" hat, so ist es auch andererseits gerade für die Durchschnittsfrau, die tüchtig im Haushalt oder in Erwerbsarbeit mit zufassen muß, oft recht schwierig, selbst eine bescheidene Handpflege durchzuführen. Wie manche Frau mag da betrübt die zarten Finger einer glücklicheren Geschlechtsgenossin mit den eigenen, hartgearbeiteten vergleichen und denken: „Ach, hätte ich doch auch solche „Lilienfinger!"

Sie mögen sich trösten: Arbeitsspuren an Frauenhänden sind Ehrenzeichen, deren sich niemand zu schämen braucht — und um die sammetweichen Nichtstuerpfötchen mit den langen, blinkenden Nägeln sollte die tätige Hausfrau niemanden beneiden!

Aber sie möge sich auch klarmachen, daß eine Arbeitshand trotzdem gepflegt und ästhetisch befriedigend aussehen kann, und daß dies mit geringer Mühe und einfachen Mitteln zu erreichen ist. Das erste Erfordernis hierzu ist, daß man es tunlichst vermeidet, Staub- oder Schmutzteilchen sich in den Poren und in den feinen Rillen z. B. der Innenhand erst festsetzen zu lassen. So sollte man beim Staubwischen stets Handschuhe tragen, wenn man es nicht vorzieht, dasselbe durch das viel rationellere „Abledern" (d. h. Abreiben der Möbelstücke usw. mit einem in kaltes, bezw. lauwarmes Wasser getauchten, fest ausgewrungenen Waschleder) zu ersetzen. (Unser Staubwischen, wie es gemeiniglich betrieben wird, ist nämlich die zweckloseste Sache von der Welt!) — Wenn man Kartoffeln schält oder Gemüse putzt, sollte man beides vorher waschen, und wenn man eingerußte Töpfe zu reinigen hat, sollte man vor dem eigentlichen Scheuern den Hauptschmutz durch trockenes Abreiben mit zusammengeballtem Zeitungspapier entfernen.

Für das Geschirrwaschen bedient man sich zweckmäßig eines breiten, weichen Aufwaschpinsels, der es uns erspart, mehr als unbedingt nötig in das fettige Wasser zu greifen, sowie geeigneter Bürsten, und man sorgt auch im Interesse seiner Handpflege für reichlich klares Wasser zum Nachspülen.

Überhaupt muß jeder Schmutzarbeit eine sofortige gründliche Handsäuberung mit heißem Wasser, dem man eine Kleinigkeit Soda beifügt, folgen; das beliebte schnelle Abspülen unter dem Leitungshahn hat wenig Zweck.

Das beste Mittel, die Hände auch bei täglicher Küchen- und Hausarbeit weich und geschmeidig zu erhalten, ist einmal wöchentlich ein länger ausgedehntes Seifenwasserbad; mit anderen Worten: Wenn die Hausfrau vielleicht nicht immer ihre ganze Wäsche eigenhändig besorgt, so sollte sie doch mindestens jede Woche eine „kleine Wäsche" (Taschentücher, Servietten, Blusen oder dergl.) veranstalten, die ein etwa halbstündiges Hantieren in warmer Seifenlauge nötig macht. Zweckmäßig reibt man dann die Hand abends vorm Schlafengehen mit einer Mischung von Glyzerin, Arnikatinktur (in Apotheken und Drogerien erhältlich) und Zitronensaft zu gleichen Teilen ein und wiederholt dies nach jeder gründlicheren Waschung. Man wird erstaunt sein über die gute Wirkung.

So wäre geschildert, was man tun kann, um auch die arbeitgewöhnte Hausfrauenhand anmutig und gepflegt erscheinen zu lassen. (Daß man selbstverständlich die Fingernägel kurz hält, schon aus Gründen der Hygiene, sei wohl hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt). Es bleibt nun noch übrig, dem oft ans Zaubern grenzenden Walten einer solchen geschickten und gepflegten Hand einige Worte zu widmen.

Mannigfaltig sind die Lobsprüche, die flinken und zarten Frauenhänden galten und gelten, und es gibt sicher wenige Menschen, die nicht einmal z. B. die wohltuende Wirkung lindernder Pflegerinnenhände gespürt haben. — Mutterhänden wohnt besondere Segenskraft inne, das wissen wir alle, und wer beschreibt das Fluidum, das dem Liebenden die Berührung der geliebten schlanken Mädchenfinger übermittelt?

Groß ist die Macht, die Frauenhände haben, Verworrenes zu schlichten, und neue, zarte Fäden zu spinnen. Groß ist aber auch ihre Macht, Not, Leid und Tränen — vielleicht nur in gedankenlosem Tändeln, vielleicht in Verschwendungssucht oder in Lust an der Intrige — zu stiften, wie unzählige Beispiele aus der Geschichte beweisen.

Laßt uns deshalb diese unsere Macht so wenig vergessen wie die uns daraus erwachsende Verantwortung und Pflicht! Und glücklich einst diejenige von uns, deren Greisinnenhände Kinder und Enkel liebevoll und dankbar liebkosen in dem Gedanken:

Wieviel Gutes hat diese liebe, alte Hand getan!"

H. E.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.